

Hermann
Brandt

Konflikt und Gemeinschaft in der Ökumene

Ein Erfahrungsbericht aus Harare¹

I. Ortsgebundenheit ökumenischer Theologie?

Als ich für die Teilnahme an der 8. Vollversammlung (= VV) des Ökumenischen Rates der Kirchen (= ÖRK) nominiert wurde, war mir klar: Wir – die 1000 Delegierten aus 350 Mitgliedskirchen und weitere 3000 Berater, Besucher, Beobachter, Medienvertreter – würden zu einer Veranstaltung fahren, die darauf beruht und zum Ausdruck bringt: Die uns durch Christus eröffnete Gemeinschaft sprengt nationale, regionale, sprachliche, kulturelle und konfessionelle Grenzen. Wir würden erfahren, was der ÖRK in seiner Verfassung als sein Selbstverständnis in der sog. Basis formuliert hat: „Der ÖRK ist eine Gemeinschaft von Kirchen, die den Herrn Jesus Christus gemäß der Heiligen Schrift als Gott und Heiland anerkennen und darum gemeinsam zu erfüllen trachten, wozu sie berufen sind, zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Aber meine Erwartungshaltung und auch meine Vorbereitungen auf dieses ökumenische Großereignis bezogen sich weniger auf diese „globale“ ökumenische Basis, sondern auf den Ort bzw. den Kontext, an und in dem die VV vom 3.–14. Dezember 1998 stattfinden sollte: Afrika, Simbabwe, Harare. Und so suchte ich mich kundig zu machen und meine Kenntnisse über dieses Land zu vertiefen. Ich schaute im Atlas nach. Simbabwe liegt südlich des Äquators im süd-östlichen Afrika, grenzt an die Länder Sambia, Mosambik, Südafrika und Botswana. Im Norden bilden der Sambesi, im Süden der Limpopo die natürlichen Grenzen. Mit 390 580 Quadratkilome-

1 Referat bei den Theologischen Tagen des Martin-Luther-Bundes am 25. Januar 1999 in Bad Segeberg und beim Studententag der Fachschaft der Theologiestudierenden der Theologischen Fakultät der Universität Erlangen-Nürnberg am 26. Januar 1999.

tern ist Simbabwe ca. zehn Prozent größer als die Bundesrepublik Deutschland nach der Vereinigung (357 000 Quadratkilometer), hat aber nur zwölf Millionen Einwohner. Ich informierte mich über die beiden großen Völker in Simbabwe, die Schona und die Ndebele mit ihren alten Kulturen. Ich vergewärtigte mir die Geschichte der ehemaligen englischen Kolonie Rhodesien mit der Hauptstadt Salisbury und die Geschichte des Befreiungskampfs mit seinen Konflikten zwischen der Zimbabwe National Union (ZANU) mit Robert Mugabe, dem heutigen Präsidenten, und seinem früheren Rivalen Joshua Nkomo mit seiner Zimbabwe People's Union (ZAPU). Ich las über die Ausrufung des unabhängigen Staates Simbabwe am 18. April 1980. Ich suchte nach Angaben aus der Religionsstatistik: 70 % Christen, aber nur 30 % Angehörige der Großkirchen (Anglikaner, Methodisten, Presbyterianer, römische Katholiken). Ich erinnerte mich: Simbabwe gehört zu den Ländern mit der höchsten Verbreitung von AIDS: Zurückhaltende Schätzungen sprechen von 15 % der Gesamtbevölkerung, andere sagen: Die Infektionsrate liegt bei 40 % der Erwachsenen. „Großfarmer ordern bereits hochtechnische Maschinen, weil sie bis zum Jahr 2000 einen Arbeitskräftemangel befürchten.“²

Aber dieser Kontext war während der VV in Harare wie ausgegrenzt. Zwar hatten manche von uns am ersten Sonntag draußen in „echten“ Gemeinden gepredigt (ich bei den Methodisten), und einige haben sich während der Sitzungen verabsentiert, ein Taxi gemietet, um sich etwas vom Land und der Kultur der Schona anzusehen, und waren am nächsten Tag durch ihren tiefroten Sonnenbrand zu erkennen. Aber die VV selbst fand außerhalb dieses Kontexts statt, abgetrennt und isoliert von der sie umgebenden Wirklichkeit. Ort des Geschehens war die Universität von Harare, 1400 m hoch gelegen, noch in den 50er Jahren von den Engländern als Prestigeobjekt errichtet für 20 000 Studierende auf einem 200 ha großen Gelände, nach Campus-Art dezentral angelegt: große Rasenflächen, Hockey-, Rugby- und Tennisplätze, sicher 100 verstreut liegende Gebäude, Institute, Auditorien. Im Dezember waren Semesterferien, vorher war die Universität monatelang geschlossen gewesen. Das ganze Gelände war abgesperrt. Alle Teilnehmenden an der VV kamen nur nach Polizeikontrollen durch die Schlagbäume auf den Campus, Besucher aus der Stadt wurden durch die hohen Kosten der Tageskarten abgehalten. Wir waren also isoliert, unter uns. Die VV tagte auf einer Insel.

2 Trevor Grundy, Aids – eine tödliche Perspektive, in: Simbabwe verstehen, Sympathie Magazin Nr. 36, S. 43 (o. J.).

Daß wir in Afrika, in Simbabwe, waren, zeigte sich dann freilich zunehmend durch ein Phänomen, das wissenschaftlich vor allem durch die Religionsgeographie analysiert wird: Wie verändert sich ein säkularer Ort (die Universität und ihr Gelände) durch die Präsenz von Religion? Was etwa ist aus Lourdes geworden, nachdem es Wallfahrtsort wurde? Was also wurde aus der leeren Universität, nachdem die VV des ÖRK dort ihre Arbeit begann? Sie veränderte sich durch die Notwendigkeit, über 4000 Menschen versorgen zu müssen. Speisen, Getränke und Scharen von eigens engagiertem Service-Personal kamen aus der Stadt, verschiedene Sicherheitsdienste schickten ihre uniformierten Wächter, es kamen Massen von Händlerinnen und Händlern, Schneiderinnen und Bildhauern und schlugen ihre Stände auf. Religion wurde zum Markt. Die Besucher wollten ja Andenken und Mitbringsel mit nach Hause nehmen. Der Campus veränderte sich durch den Aufbau einer Menge großer und kleiner Zelte für Gottesdienste, Gruppenarbeit und E-mail-, Fax- und Telefonkontakte. Und vereinzelt kamen auch Bettler und Diebe, die die Sperren und Kontrollen – wer weiß wie – überwunden hatten.

Die ökumenische Bewegung und der ÖRK sind der Stärkung der Gemeinschaft der Kirchen verpflichtet. Eines ihrer Hauptmotive ist die (Wieder-)Gewinnung sichtbarer Einheit, „damit die Welt glaube“ (Joh 17). Hier sind zwei Tendenzen miteinander verbunden: die innerkirchliche, d. h. Überwindung der Trennungen im Verhältnis der Kirchen zueinander, und der Bezug nach außen: auf die „Welt“ hin. Zwischen beiden besteht ein Wechselverhältnis. Das Gesandt-Sein in die Welt erfordert die Einheit der Christen; und ohne diese Einheit wird die christliche Sendung unglaubwürdig.

Historisch gesehen hat die Verpflichtung auf das „missionarische Manifest“ (J. Roloff) in Mt 28 – „Gehet hin in alle Welt“ – die ökumenische Bewegung provoziert. Auf diesen Zusammenhang von Mission und Ökumene hat sich Nelson Mandela bezogen, der den ÖRK am Schluß der VV mit seiner Anwesenheit bei der eigentlichen Jubiläumsfeier und mit einer großen Rede beehrte. Nelson Mandelas Auftritt ist wohl der eigentliche Höhepunkt gewesen. Die VV geriet aus dem Häuschen; viele bekamen feuchte Augen. Er sei, so Mandela, gekommen, um dem ÖRK seinen Dank für dessen Engagement bei der Abschaffung der Apartheid abzustatten. Der ÖRK sei ein Bündnispartner im Kampf für die Befreiung gewesen, nicht zuletzt durch sein Programm zur Bekämpfung des Rassismus. Aber er verband diese Reverenz an den ÖRK mit einem ausdrücklichen Dank an die alten Afrika-Missionare, ohne ihn durch ein Wort über die Zweideutigkeit von Mission abzuschwächen. Die Missionare mit ihren Missionsschulen hätten den Grund für die Befreiung Afrikas vom Kolonialismus gelegt:

„Ohne sie wäre ich, wären wir heute nicht hier; die Missionare haben uns zur Unabhängigkeit verholfen!“ (Dieser Passus stand nicht im verteilten Manuskript seiner Rede.)

Dennoch – aufs Ganze gesehen tagte die VV des ÖRK wie abgeschottet. Dem lag ein Kompromiß zwischen dem Generalsekretariat und den simbabwischen Regierungsstellen zugrunde. Die Leitung des ÖRK hatte die Zusage erhalten, innerhalb der Campus-Grenzen ungehindert einladen und Rede- und Versammlungsfreiheit garantieren zu können. Was aber Manifestationen außerhalb dieser Grenzen betraf, so war vereinbart worden, daß der ÖRK eine Politik der Nichteinmischung einhalte. Dies entspreche, so Konrad Raiser, der diplomatischen Tradition des ÖRK, wonach der ÖRK die Regierung des gastgebenden Landes nicht angreift. (Bei seiner VV in Canberra hatte der ÖRK diese Zurückhaltung nicht geübt, sondern die australische Regierung wegen ihrer Politik gegenüber den Aborigines öffentlich kritisiert.) So ist die Furcht der Regierenden in Simbabwe vor einer öffentlichen Parteinahme des ÖRK zugunsten der Opposition (etwa Gewerkschaften, Themen wie Landreform, Homosexualität, Kritik an der massiven militärischen Unterstützung L. Kabilas im Kongo durch Simbabwe) beschwichtigt worden.

Meine Frage nach der Ortsgebundenheit ökumenischer Theologie bezieht sich auf solche Erfahrungen in Harare. Es ist die Frage, ob das „Gesetz des Ortes“ nur zu den sog. nicht-theologischen Faktoren gehört, die keine Rolle spielen (dürfen), oder ob es als eine Konstitutionsbedingung ökumenischer Theologie reflektiert werden mußte. Jedenfalls war mit Händen zu greifen: Ökumene konnte stattfinden um den Preis der Ausschaltung des Kontextes der unmittelbaren Nachbarschaft. Der universale Anspruch der Ökumene wurde erhoben an einem Ort und unter Bedingungen, die die Repräsentanten der Ökumene zu einem isolierten Eigenleben zwang. Oder entsprang unsere – meine – Erwartung des Gegenteils einer unrealistischen Einschätzung der Absichten, des Sinns und der Möglichkeiten einer solchen ökumenischen Weltversammlung? Doch gerade weil der ÖRK sich in den letzten Jahrzehnten nachdrücklich als Anwalt Kontextueller Theologien – vor allem außerhalb der sog. Ersten Welt – versteht, fiel auf, daß die Zwänge des Tagungsortes Simbabwe und die von ihnen ausgehende Fesselung hingenommen wurden. Gerade weil Präsident Mugabe in seiner Begrüßung den ÖRK als „Freund“ bezeichnet hatte, wäre es möglich gewesen, einen ebenfalls „freundschaftlichen“ Rat zu geben. Eine ungeschützte, sarkastische Kritik am „Diktator“ Mugabe enthielt das am Afrika-Tag aufgeführte Theaterstück einer Gruppe aus Simbabwe (!), die für ihre Identifizierung Mugabes mit den früheren Kolonialherren einstand und möglicherweise die Folgen tragen muß; der ÖRK „ließ“ kritisieren, aber hielt sich selbst heraus.

II. Struktur und Programm der Vollversammlung, oder: Ökumene zwischen Institution und Ereignis

Ich nähere mich diesem Thema zunächst durch einige Hinweise auf die wichtigsten Strukturelemente und Programmpunkte der VV. Dadurch wird auch die grundsätzliche Frage nach dem Wesen des ÖRK in den Blick kommen. Es geht also nicht nur um die Frage: Wie ist die VV in Harare abgelaufen?, sondern auch um die andere: Was ist und wie realisiert sich Ökumene überhaupt?

Der Tagesablauf sah so aus:

1. Der gemeinsame Wortgottesdienst jeden Morgen von 8–9 Uhr im großen Zelt.

2. Anschließend Bibelgespräche und Aufnahme der Themen des vorangegangenen Gottesdienstes in Gruppen (über 60 an der Zahl) in kleinen Zelten und aufgebauten Basthütten. Hier sollten Impulse aus den Gottesdiensten aufgenommen und besprochen werden, wie z. B.: Wo und wann hat Gott, der einst sein Volk durch die Feuersäule bei Nacht und die Wolkensäule bei Tag führte, seine Gegenwart in der 50jährigen Geschichte des ÖRK erwiesen?

3. Dann das eigentliche Plenum in der Great Hall: Grußworte, Vorträge, Diskussion der Vorlagen, Abstimmungen, Wahlen; bzw. – an den Tagen, an denen keine Plenarsitzungen stattfanden – die sog. Hearings: Anhörungen, Berichte und Vorschläge zu den Arbeitsbereichen des ÖRK, also Rechenschaft und Zukunftsperspektiven.

4. Zwischendurch und parallel dazu: der „Padare“ (aus der Schona-Sprache: Treffpunkt, Versammlungsort), d. h. ein unübersehbares, sich z. T. wiederholendes Programm von mehr als 500 Foren, thematischen Kleingruppen, Darbietungen, Ständen verschiedenster Initiativen. Nur einige Beispiele der diversen Angebote des Padare: Die Macht globaler Kommunikation heute, Mißbrauch von Alkohol und Drogen und die Verantwortung der Kirchen, Menschenrechte: Todesstrafe (amnesty international), Christen und Indigene (aus Norwegen, gemeint ist die Urbevölkerung der Samen), „Protestant-Orthodox Relationships“ (Bericht über die EKD-Gespräche mit der Orthodoxie), Die Kultur des Schweigens unter christlichen Landfrauen in Tamil Nadu (Indien), Bericht über die Weltkonferenz über Weltmission und Evangelisation (ÖRK), Das Eintreten der Kirchen für eine gerechte Einwanderungspolitik (Belgien), „Jesuit AIDS Project“ for Youth against AIDS (Simbabwe), Wann soll die Kirche sprechen? (Sozialethik, KEK)...

5. Abendandachten und informelle Begegnungen, z. B. im Zelt „Oase“, wo es auch etwas zu trinken gab.

Wie also realisiert sich Ökumene? Was Harare betraf, auf verschiedenen Ebenen: durch Gottesdienste; durch Formen, die unseren Synoden vergleichbar sind: Synodale bzw. offizielle Delegierte mit Stimmrecht, verschiedene Komitees, Rechenschaftsberichte, Personaldiskussionen und Wahlen, Einbringung von Änderungen vorgelegter Texte, Beschlußfassungen; dann die Anhörungen, bei denen Experten mitwirken, etwa zu den Themenbereichen Gerechtigkeit und Frieden, Einheit, Gemeinsam auf dem Weg, Lernen, Zeugnis, Solidarität; zeitweise nahm die VV den Charakter eines theologischen Kongresses an; ferner die bibelorientierten Gesprächskreise; die Initiativgruppen im Sinne eines Marktes der Möglichkeiten; und schließlich zwischen und nach allem die Kontakte und Gespräche ohne programmierte Steuerung.

Dieses Ökumene-Angebot in seiner Vielfalt zwang den Teilnehmenden das Supermarkt-Prinzip auf: zielgerichtet eigene Interessen zu verfolgen, beileibe nicht alles Interessante auswählen zu können und sich durch das Angebot auf fremde Interessen einzulassen. Vergleichen wir die Zahl der Delegierten und die Zahl der Angebote, so kommen wir praktisch auf ein Verhältnis von 2:1! Stand eine Absicht hinter dieser Struktur und wenn ja, welche?

Einmal ist der ÖRK nach seinem Selbstverständnis ein Rat von *Kirchen*, im Englischen sogar „World Council of Churches“. Das Auswahlverfahren der Delegierten stellt eindeutig klar: Sie sind in aller Form von ihren Kirchen nominiert worden. In Spannung dazu tritt aber die Tatsache, daß der ÖRK Ausdruck der ökumenischen *Bewegung* ist und sein will. Wir kennen diese Spannung aus der Ekklesiologie: Kirche als Institution und/oder Ereignis. Es ist kein Zufall, daß die eingangs zitierte Basis des ÖRK ursprünglich aus der Bewegung des CVJM stammt (1855)³. Die Regie der VV hat diese Spannung folgendermaßen zu bewältigen gesucht. Einerseits wurde klar am institutionellen Kern der VV festgehalten. Entscheidungsbefugt und stimmberechtigt waren und blieben allein die Delegierten. Sie saßen unten im Plenum, alle übrigen Teilnehmerinnen und Teilnehmer oben auf den Rängen. Insofern war der ÖRK also wirklich eine Synode, ein Kirchenparlament. Und andererseits? Ich gebe wieder ein Beispiel.

Vor allem im Vorfeld der VV hatte es, sowohl von seiten der Regierung des Gastgeberlandes wie von einigen Mitgliedskirchen, massive Kritik gegen die befürchtete Selbstdarstellung homosexueller Gruppen auf der VV gegeben. Mindestens eine Kirche, die Luth. Kirche in den Niederlanden, hatte ihre Teilnahme abgesagt wegen der vermuteten Ausgrenzung der Homosexuellen.

3 RGG³, III, 1310.

In dieser konflikträchtigen Situation hat der ÖRK, vor allem sein Generalsekretär, eine Doppelstrategie angewendet. Einerseits wurde im Sinne der „Institution“ reagiert: Die Angebote der über 500 Gruppen gehörten nicht zum „offiziellen“ Programm des ÖRK, sondern seien nur Teil des inoffiziellen Padare. Insofern gehörte der Padare also nicht zur VV. Andererseits aber heißt es im Vorwort des Programmhefts „Padare“ (über 100 Seiten, mit dem Signet des ÖRK und der VV): „Der Padare wird ein einmaliger Ort sein, an dem die Gemeinschaft unter den Christen, die sich in der ökumenischen Bewegung entwickelt hat und die mit ihr gewachsen ist, erlebt, genährt und gefeiert werden kann ... Die Vielfalt der Beiträge wird für alle eine Herausforderung darstellen. Für viele wird es eine neue Erfahrung sein, mit Menschen, denen sie nie begegnet sind, und die aus so unterschiedlichen kulturellen Kontexten, Erfahrungswelten und Wirklichkeiten kommen, gemeinsam an einem Ort zu sein. Einige werden vielleicht dazu tendieren, an diesem Ort der Begegnung zu dominieren, ihn unter Kontrolle haben zu wollen (damit es mehr wie ‚zu Hause‘ ist); andere werden vielleicht eher auf Distanz gehen oder gar diejenigen verurteilen, die ‚nicht wie wir‘ sind. In beiden Fällen würde die Gelegenheit vertan, ins Gespräch miteinander zu kommen, die Gedankenwelt, Lebensrealität und Glaubensüberzeugungen der anderen kennenzulernen und zu hinterfragen.“⁴

Auf einen Vorwurf aus dem Plenum, die Impulse des Padare würden aus den eigentlichen Beratungen der VV ausgegrenzt, hat der Generalsekretär geantwortet, allen Delegierten stünde es frei, ihre Erfahrungen aus dem Padare ins Plenum einzubringen. – Solche Versuche aber brachten kaum etwas, da es wie gesagt keine gemeinsame Erfahrungsbasis in bezug auf den Padare gab und dazu die z.T. autoritär gehandhabten Prozeduren von Wortanmeldung und -erteilung im Plenum solche Initiativen weitgehend verhinderten. (Es kam vor, daß z.B. von 25 angemeldeten Wortmeldungen nur drei zugelassen wurden.)

Der Ablauf der VV und ihre unterschiedlichen Strukturelemente spiegeln also die offene Frage: Wer repräsentiert die Ökumene? Einerseits ist seit der Gründung des ÖRK 1948 in Amsterdam die Tendenz wahrnehmbar, die institutionelle Prägung des ÖRK aufzulockern und die „Bewegungen“ einzubeziehen. Andererseits hatte gerade die VV in Harare mit dem Vorwurf zu kämpfen und ihn in gewisser Weise auch zu berücksichtigen, der ÖRK sei auf dem Wege, seine ekklesiale Substanz als „Gemeinschaft von Kirchen“, einschließlich ihrer institutionellen Verfaßtheit, aufzugeben und aufzulösen. In Harare ist dieser Konflikt gleich zu Anfang der

4 Padare, Harare 1998, S. 5.

Plenardiskussionen dadurch zu Tage getreten, daß die Kritik an der „Öffnung“ des ÖRK mit der Berufung auf die „eigene Geschichte“ begründet wurde.

III. Die eigenen Geschichten und die gemeinsame Geschichte

Unmittelbar nach der Rückkehr aus Harare hatte ich am 4. Advent 1998 in Erlangen den Universitätsgottesdienst zu halten – Predigttext: der „englische Gruß“, Lk 1. Das „Ave Maria“ ist nach dem Römischen Meßbuch der Zentraltext „An den Festen der allerseligsten Jungfrau“: „Ave, Maria, gratia plena; Dominus tecum: benedicta tu in mulieribus“. Wer diesen Satz aus dem Evangelium nur auf lateinisch zitiert, kann damit „protestantische“ Reaktionen auslösen. Es gibt eine konfessionelle Identität, die das gemeinschristliche Zeugnis der Hl. Schrift nicht mehr wahrnehmen kann, weil in ihm ein Identitätsmerkmal der anderen Konfession gesehen wird, also aus bayerisch-evangelischer Sicht: „Ave Maria ist katholisch“. Die *eigene* Geschichte dient dann zur Abgrenzung gegen die anderen mit *ihrer* Geschichte.

Eben das ist in Harare gleich zu Anfang im Plenum geschehen, und zwar bei einer Diskussion über den vorgelegten Text einer Grundsatzklärung mit dem Titel „Auf dem Weg zu einem gemeinsamen Verständnis und einer gemeinsamen Vision des ÖRK“. In den Text führte der alte und dann neugewählte Moderator, d. h. der Vorsitzende des Exekutivkomitees ein: Seine Heiligkeit Catholicos Aram I. von der Armenischen Apostolischen Kirche (Cilicien) aus dem Libanon. Er würdigte den Text als eine „fresh articulation“ der ökumenischen Vision, die zweierlei ausdrücken solle: die Treue zur Botschaft des Evangeliums („remain faithful to the gospel message“) und die Antwort auf die Nöte und Erwartungen aller (!) („be responsive to the needs and aspirations of all“). Die anschließende Debatte zeigte: Der Bezug auf das gemeinsame Evangelium trat zurück hinter der Kritik, die eigenen Erwartungen würden zuwenig oder gar nicht berücksichtigt.

Father Vsevolod Chaplin, Delegierter der Russischen Orthodoxen Kirche, die statt mit 25 nur mit fünf – nicht kirchenleitenden – Personen vertreten war, brachte mit seiner ersten Wortmeldung sogleich Schärfe in die Diskussion. Die Beteiligung bzw. Nichtbeteiligung der orthodoxen Kirchen am ÖRK sei kein orthodoxes, sondern ein ökumenisches Problem. Im ÖRK herrsche eine Dominanz der aus der westlichen Reformation hervorgegangenen Kirchen. Der Liberalismus und die Fixierung des ÖRK auf das Verhältnis zwischen Katholiken und Protestanten, so rief er aus: „That ist your

story, that is not our story!“ Die Verwendung inklusiver Sprache und die Frauenordination seien „Blasphemie“. In gemäßigterem Ton, aber in der Sache ebenso kategorisch, sekundierte Dr. Hilarion Alfeyew, ebenfalls Delegierter der Russischen Orthodoxen Kirche. Er bezweifelte, daß das „gemeinsame“ Dokument Orthodoxie und andere Mitgliedskirchen wirklich zusammenbringen könnte. Denn einerseits sei die Russische Orthodoxe Kirche die größte Mitgliedskirche des ÖRK (100 Millionen Mitglieder); andererseits betonte er: „Die Orthodoxen können die Tagesordnung des ÖRK nicht beeinflussen, denn wir sind eine Minderheit. Wie steht es mit der Verehrung Mariens oder der Ikonen?! Das kann nicht diskutiert werden, denn sie sind kirchentrennend [divisive]. Aber wie steht es mit inklusiver Sprache und der Frauenordination? Sind die nicht kirchentrennend?!“

Darauf reagierte die anglikanische Pfarrerin Rose Hudson-Wilkin (Church of England): „Worin besteht das Problem? Es scheint mir, wir sind soweit heruntergekommen, daß wir sagen: ‚Meine Kirche ist größer als deine‘, oder: ‚Ich habe mehr Geld als du‘, oder: ‚Meine Kirche hat diese lange und wichtige Tradition‘. Aber worum es bei dem allen wirklich geht, das ist Macht.“ Im Gegensatz zur Äußerung „eure Geschichte ist nicht unsere Geschichte“ berief sie sich auf Erfahrungen aus dem Abschlußfestival der Dekade der Kirchen in Solidarität mit den Frauen (dieses hatte unmittelbar vor der VV stattgefunden): „Da haben wir genau das Gegenteil gesagt: Deine Geschichte ist meine Geschichte.“

Andere beklagten angesichts des bevorstehenden Milleniums eine zunehmende „Entspiritualisierung“. Die transnationalen Konzerne, die Informationstechnologie schufen mit ihren Globalisierungstendenzen Einheit „auf Kosten menschlicher Werte“ (ein Votum aus Indien). Aus Kenia kam eine Wortmeldung, die auf die unterschiedliche Lage der Mitgliedskirchen aufmerksam machte: „Einige von uns sind noch in der Peripherie und nicht im Zentrum. Es müssen Räume geöffnet werden für die Jugend, die Frauen, und offene Räume für die Kirchen an der Peripherie ...“

Auch Mitglieder der deutschen Delegation haben versucht, einen Aspekt aus der geschichtlichen Erfahrung ihrer Kirchen einzubringen. Dies geschah bei der Beratung einer Vorlage über den Status von Jerusalem und die Forderung, daß alle drei betroffenen Religionen Zugangsrecht zu ihren Heiligen Stätten haben müßten – also ein religionspolitischer Text. Es hieß darin: „Jerusalem ist eine heilige Stadt für drei monotheistische Religionen – Judentum, Christentum und Islam.“ (Es wäre m. E. nötig gewesen, schon diese Gleichstellung zu hinterfragen: Ist Jerusalem eine heilige Stadt für alle Christen in demselben Sinn wie für Juden und Muslime?) Es wurde seitens der deutschen Delegation versucht, in diesem Text wenigstens einen

Satz oder Halbsatz unterzubringen, der das besondere Verhältnis des Christentums zum Judentum und zu Israel benennt – vor allem im ersten Abschnitt, der unter Verweis auf die Geschichte Christi von der Zentralität dieser Stadt für den christlichen Glauben spricht, ohne mit einem Wort auf das Jude-Sein Jesu und seiner Jünger zu rekurrieren. Es heißt nur: Jerusalem ist der Ort, „an dem 2000 Jahre lang treue Christen ein lebendiges Zeugnis für die Wahrheit des Evangeliums gegeben haben. Durch diese ‚lebendigen Steine‘ werden die biblischen Stätten lebendig erhalten.“ – Aber die Initiative aus Deutschland blieb ohne Erfolg. Ich vermute, die Erklärung der bayerischen Landessynode vom November 1998 zum Verhältnis von Christen und Juden hätte in Harare keine Chance gehabt.

Dieser hier nur kurz geschilderten Diskussion liegt das ökumenische Problem zugrunde, das ich mit der Überschrift dieses dritten Abschnitts andeuten wollte: Wie verhalten sich unsere eigenen Geschichten, unsere Glaubensgeschichten, zu den Geschichten der anderen und beide zu der uns Christen gemeinsamen Geschichte? Bei dieser Frage geht es um die Frage nach der Quelle christlicher Identität. Woraus wird sie gespeist?

Nach meinen Erfahrungen in Harare antworte ich so: Christliche Ökumene beruht darauf, daß wir Christen eine gemeinsame Geschichte haben. So sagte Erzbischof Anastasios von Tirana und ganz Albanien in seinem Eröffnungsreferat mit dem Titel „Anamnesis“: „Die Kirche bleibt stets die Gemeinschaft, die sich erinnert“ an die Taten Gottes: „*Anamnesis ... defines our Christian identity*“. Aber es sind die besonderen, die eigenen Geschichten, die die gemeinsame Geschichte oft verdrängen. Ökumene wird leicht zur Auseinandersetzung darüber, ob und wie die eigene Geschichte vorkommt. Das war auch bei der hitzigen Auseinandersetzung über die verschiedenen Entwürfe der „Botschaft“ der VV ganz deutlich. Natürlich sollten und wollten die Christen Afrikas mit ihrer Geschichte darin vorkommen. Dann sollten die Frauen, gerade nach Abschluß der Frauendekade des ÖRK, vorkommen mit ihrer besonderen Geschichte, und auch die verschuldeten Länder mit ihrer Geschichte, dann die Forderung nach einem Schuldenerlaß, aber auch die Urvölker mit ihrer Geschichte – so viele verschiedene Kirchen und Menschen mit ihren besonderen, je eigenen Geschichten.

Manchmal scheinen sich diese einzelnen Geschichten gegenseitig auszuschließen. Mit dem, was wir als unsere Geschichte erzählen, bestimmen wir ja uns selbst, sagen wir, wer wir sind und nicht sind. Wir unterscheiden uns mit unserer Geschichte von den anderen mit ihrer Geschichte. – Abgesehen davon, daß bei der Diskussion über die Botschaft „Erfahrungsbericht“ und „Botschaft“ verwechselt wurden und die Entschlossenheit fehlte, sich auf zwei oder drei markante Aussagen zu beschränken – „dann hätten wir ja gar

nicht nach Harare zu kommen brauchen“, hieß es gegenüber einem solchen „nichts sagenden“ (!) Entwurf –, zeigte sich, daß die Formulierung des Titels der erwähnten Grundsatzklärung „*Auf dem Weg zu einem gemeinsamen Verständnis...*“ der Realität entsprach: *Das gemeinsame Verständnis gibt es gegenwärtig nicht, und die Zukunftsperspektive „auf dem Weg“ läßt auch nur ein gemeinsames Verständnis erwarten.*

IV. Gemeinschaft: die Gottesdienste und das Motto der Vollversammlung

Die gemeinsame Geschichte wäre leicht aus dem Blick geraten, wenn nicht die täglichen Morgengottesdienste gewesen wären. Eine Gemeinschaft am Tisch des Herrn gibt es zwar immer noch nicht. Aber es gab doch jeden Tag den feierlichen „Einzug des Wortes Gottes“, das Herauftragen der Bibel auf die Stufen des Altars – übrigens für die Kundigen nicht nur eine Anleihe bei der orthodoxen Liturgie, sondern Ausdruck der jüdischen Wurzeln des christlichen Gottesdienstes. Dann folgten die Schriftlesungen, die Gebete, die Lieder (aus Ländern aller Kontinente und den verschiedenen liturgischen Traditionen) und immer wieder die mitreißenden Chöre aus Afrika. Da war grenzüberschreitende Gemeinschaft, und die Verschiedenheit war Ausdruck des Reichtums dieser Gemeinschaft, an dem alle teilhatten. Alle hörten, beteten, alle sangen mit. Niemand war ausgeschlossen.

Dieser Reichtum der Verschiedenheit war so groß, daß jedenfalls ich es gar nicht als Mangel empfunden habe, daß bei diesen täglichen Morgengottesdiensten das fehlte, was nach evangelischem Verständnis dazugehört: die Predigt! Wenn die Botschaft der Hl. Schrift – im Wort der Schriftlesungen – in eine Verbindung mit den Einzeltraditionen in Liturgie, Lied, Gebet tritt, dann verdunkeln oder verdecken die Einzelgeschichten die eine gemeinsame Geschichte nicht. Sondern die gemeinsame Geschichte macht die Einzelgeschichten transparent, so daß sie miteinander die gemeinsame Geschichte auslegen – nicht exklusivistisch, sondern partizipatorisch.

Das ist für mich am Anfang jedes Tages mit seinen folgenden Debatten und Kontroversen Nahrung und Trost gewesen. So konnten wir „sichtbare Einheit“, wenn auch fragmentarisch, erfahren. Die Einzelgeschichten dienten dem Zeugnis der einen Geschichte Gottes mit den Menschen.

Diese in den Gottesdiensten erfahrbare Gemeinschaft sei deshalb betont, weil im Sonntagsblatt, der Evangelischen Wochenzeitung für Bayern – in einem der wenigen Berichte über Harare –, zu lesen war (20. 12. 1998):

„Fast schon gebetsmühlenhaft wird von manchen Teilnehmern auf die Bedeutung der Gottesdienste für die Vollversammlung hingewiesen.“ Ich habe mich über diesen abschätzigen Satz geärgert. Einmal, weil hier ein Klischee aus einer anderen Religion herhalten muß. Warum nimmt der Autor nicht einen Vergleich aus der christlichen Gebetstradition, etwa den Rosenkranz (mit Ave Maria!) oder die Litanei (nach Luther: EG 192)? Wiederholungen gibt es doch auch in der christlichen Gebetspraxis. Vor allem aber, weil dieser Kommentar kein Wort über die Bedeutung der Hl. Schrift als Grund und Ausdruck ökumenischer Gemeinschaft verlor, wie sie in den Gottesdiensten in Harare erlebt wurde.

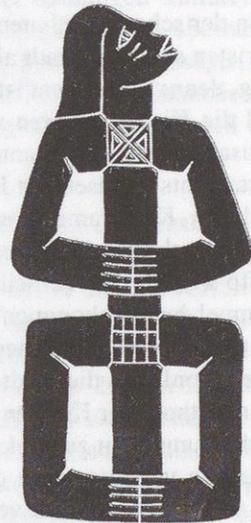
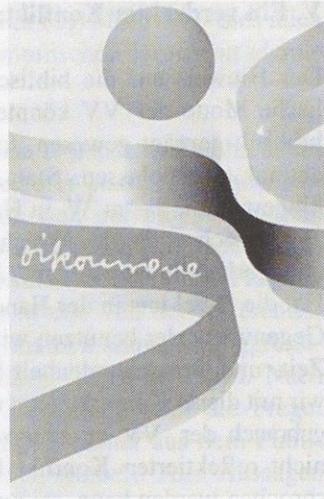
Es ist ja richtig – und schmerzlich: Unter den Mitgliedskirchen des ÖRK gibt es kein gemeinsames Abendmahl. Wer in Harare kommunizieren wollte, war an den Sonntagen in die Ortsgemeinden eingeladen und konnte das Abendmahl anglikanisch, methodistisch und orthodox feiern, und diese Möglichkeit bestand auch an den Werktagen morgens um 6.30 Uhr in der Kapelle der Universität. Eine solche *itio in partes* ist, so wenig wir uns damit abfinden können, immerhin ein realistisches Spiegelbild der gegenwärtigen Situation und gaukelt kein Trugbild vor. Die Frage ist, wie wir mit dem „Rest“ umgehen, d. h. wie wir das einschätzen, was ökumenisch schon ist und was wir haben. Ist also wegen der ausstehenden Abendmahlsgemeinschaft das, was ich die „kleine“ sichtbare Einheit nennen möchte – die Einheit aufgrund der gemeinsamen Gottesdienste und der gemeinsamen Praxis („praktisches Christentum“), die Einheitserfahrung aufgrund der gemeinsamen Geschichte – ist das alles deshalb gar nichts?!

Es gibt eine verbreitete Tendenz, Ökumene lediglich in bezug auf ihre Defizite zu beschreiben, auch bei uns in Deutschland. Das, was nicht ist, interessiert mehr als das, was ist. Und dann gerät die schon bestehende Einheit und die mit ihr gegebene Chance ganz aus dem Blick.

Ein aufmerksamer Beobachter der hiesigen Berichterstattung über Harare hat mir gesagt: In vielen Berichten wurde das Motto der VV nicht einmal erwähnt. In der Tat – auch der vorhin genannte ganzseitige Artikel im bayerischen Sonntagsblatt (Titel: „Der alte Glanz trägt nicht mehr“) nannte das Motto an keiner Stelle. Dabei ist es in Harare trotz allen Streits so etwas wie der omniprésente Ausdruck der „corporate identity“ des ÖRK gewesen. Daher nun einige Bemerkungen über das Motto. Es lautete: „Kehrt um zu Gott, seid fröhlich in Hoffnung.“

Auch das Logo der VV muß in diesem Zusammenhang erwähnt werden. Dieses hatte ebenfalls eine eigene Geschichte. Aber sie wurde – fast wie durch ein Wunder – zu einer gemeinsamen Geschichte. Zunächst nämlich hatte die Zentrale in Genf ein ziemlich abstraktes Logo mit schwingenden

Bändern, einem Kreis und in zarten Farben herausgegeben. Dann aber hatte sich der Bildhauer und Graphiker aus dem Volk der Schona, Chaz Mvinyane-Davies, ans Werk gemacht. Er schuf eine Steinplastik, 1,5 m hoch. Sie wurde zum Blickfang im Plenarsaal, sie beherrschte in zahllosen Abbildungen die ganze VV. In der Vollversammlungszeitung vom 11. 12. 1998 hieß es treffend: „Chaz is all over the Campus“. Diese Plastik hat das ursprüngliche Logo ganz verdrängt und ist das Symbol von Harare geworden. Von dieser afrikanischen Plastik aus, dieser Menschengestalt, die ganz schwarz, vor allem aber: ganz Ohr ist, läßt sich auch das Motto der VV verstehen. Zum erstenmal in der Geschichte des ÖRK hatte die VV in Harare eine Aufforderung als Leitwort, einen Imperativ – und gleich einen doppelten. Beide Aufforderungen sind zwar gut biblisch. Kehrt um, das ist der Ruf Jesu zur Buße. Seid fröhlich in Hoffnung, das ist eine Aufforderung des Apostels Paulus an die christliche Gemeinde. Beide Imperative aber stehen nicht für sich, sondern sind Folgen, Folgerungen, Konsequenzen. Der erste setzt die Ansage Jesu voraus: Das Reich Gottes ist herbeigekommen (Mk 2,15 par); der zweite die Offenbarung des Evangeliums als seligmachende Kraft Gottes (Rm 12,12; 1,16). Deshalb: Kehrt um zu Gott; deshalb: seid fröhlich in Hoffnung. Erst spricht Gott zu uns in Christus, dann kommt der Glaube aus dem Hören auf dieses Wort Gottes. Unser Umkehren und unsere Freude sind angewiesen darauf, daß Gott sich uns zuwendet. Eben dies zeigt die Skulptur schlicht und ganz eindringlich. Gott macht den Anfang mit der Geschichte, die unsere gemeinsame Geschichte geworden ist und (wieder) werden soll. So gesehen paßt das Motto wirklich für das Jubiläum einer ökumenischen Versammlung.



V. Ein verdeckter Konflikt: die Benutzung biblischer Aussagen

Der Hinweis auf die biblisch orientierten Gottesdienste und auf das biblische Motto der VV könnte so verstanden werden, als sei die ganze VV biblisch geprägt gewesen. Inwiefern dieser Eindruck zu Recht besteht, sei einmal offengelassen. Statt dessen sei auf ein hermeneutisches Problem hingewiesen, das m. W. in Harare bei aller Berufung auf die Bibel gar nicht angesprochen wurde: Welche Funktion hat die Berufung auf die Bibel in den Verhandlungen gehabt? Es geht hier, vereinfacht gesagt, um die Frage: Hat die Bibel uns in der Hand, oder haben wir sie in der Hand? Ist sie unser Gegenüber oder benutzen wir sie nach Bedarf und Belieben? Wenn wir die Zeit- und Ortsgebundenheit biblischer Aussagen wahrnehmen – wie gehen wir mit dieser Kontextualität um? Es würde lohnend sein, einmal den Schriftgebrauch der VV zu untersuchen. Weshalb von einem verdeckten, d. h. nicht reflektierten Konflikt bei der Berufung auf biblische Aussagen gesprochen werden kann, sei nun an drei Beispielen gezeigt.

1. In der schon erwähnten Erklärung zum Status von Jerusalem heißt es, für Christen sei diese Stadt als Ort der Christusgeschichte von zentraler Bedeutung, denn: „Jerusalem ist (!) der Ort, an dem die Gabe des Geistes gegeben und die Kirche geboren wurde.“ Es ist also die irdische, historische Stadt Jerusalem gemeint. Dann heißt es weiter: „Für die Schreiber des Neuen Testaments repräsentiert Jerusalem die neue Schöpfung ... und ‚dort‘ („there“ nach der King-James-Version) wird der Tod nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein, denn das Erste ist vergangen“ (Offb 21,4).“ Die Verheißung des „neuen (!) Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabgekommen“, – diese Verheißung wird unvermittelt auf das heutige Jerusalem bezogen, den Mittelpunkt des israelitisch-palästinensischen Konflikts, die Stadt mit den vielen „Heiligen Stätten“ christlicher, vor allem orthodoxer Kirchen und ihren Rechtsansprüchen. Die eschatologische Verheißung dient zur Bekräftigung politischer Forderungen. Um dieser Forderungen willen werden die Aussagen über das himmlische Jerusalem auf das irdische Jerusalem von heute bezogen, und zwar so, daß sie als Aussagen über das „neue“ Jerusalem unkenntlich werden. Daß in Offb 21 von einem „totalen Neuanfang“ die Rede ist, von Gottes Erschaffung eines neuen Kosmos, so daß das „Erste“, nämlich die alte Welt, nicht mehr sein wird, daß in der Offb von Jerusalem nur hier und in 3,12 gesprochen wird und zwar beide Male eindeutig im Sinne der neuen, endzeitlichen Gottesstadt, daß die Offb der irdischen Stadt den Namen Jerusalem konsequent vorenthält, weil es aufgehört hat, Gottes Stadt zu sein und „statt dessen das Wesen

der großen gottfeindlichen Stadt angenommen hat (vgl. 11,8)⁵ – dies alles wird ausgeblendet, um das irdische mit dem himmlischen Jerusalem identifizieren zu können.

2. Beispiel: Eine der Padare-Gruppen zum Thema Homosexualität hatte ein Referat mit Diskussion über das Thema „Change is possible“ angeboten. Ich vermutete zunächst, der „Wandel“ beziehe sich auf eine veränderte Einstellung zu den Homosexuellen. Aber das war nicht gemeint, sondern es ging um den Versuch des Nachweises, Homosexuelle könnten ihre Prägung bzw. Orientierung loswerden. In diesem Sinne wurde von der Referentin, einer deutschen Ärztin, argumentiert. Nach 20 Minuten kam es zu aggressiven Ausbrüchen im Publikum: Schreien, Fluchen, Türen-Schlagen. Nach einer gewissen Beruhigung begann eine Art Diskussion über die Frage: Was sagt eigentlich die Bibel über Homosexualität? Einer aus dem Publikum ergriff das Wort: „Ich habe die Bibel genau studiert. Alle Aussagen der Bibel über Homosexualität sind aus dem damaligen Kontext zu verstehen, sie sind von der Zeit abhängig und von der damaligen kulturellen Situation. Es sind also kontextuelle Aussagen, die für uns heute überhaupt keine Bedeutung mehr haben.“ – Die Einschätzung biblischer Aussagen als „kontextuell“ diente also dazu, sich von biblischen Texten zu distanzieren: Biblische Aussagen sind irrelevant, weil und wenn sie als kontextuell bedingt eingestuft werden können.⁶

3. Beispiel: Die Forderung nach einem Schuldenerlaß für die ärmsten Länder. Diese Forderung wurde veranschaulicht durch eine Demonstration. Die Delegierten zogen mit einer Kette aus Papprollen außen um die Versammlungshalle herum: „Durchbrecht die Kette der Verschuldung!“ Die biblische Begründung für diese Initiative und die entsprechenden Verhandlungen und Beschlüsse im Plenum war das Erlaßjahr in Lev 25. Ein Beschluß begann so: „Laßt die Trompete erschallen: Ein Aufruf zum Erlaßjahr (a Jubilee-Call) zur Beendigung der Strangulation der verarmten Völker durch Schulden“, und weiter: „Entsprechend der Sabbat-Erlaßjahr-Vision appelliert die 8. Vollversammlung an die Führer der G-8-Nationen“, und dann folgten die Forderungen – ich nenne nur die erste: „... die Schulden der ärmsten Länder zu streichen, so daß sie unbelastet (fresh) in das neue Millennium eintreten können“. Das Jahr 2000 soll für die Armen als „Jobel-

5 Vgl. J. Roloff, Die Offenbarung des Johannes, Zürich 1984, S. 198f.

6 Vgl. zum Thema: J. Roloff, Auf der Suche nach biblischen Kriterien für eine heutige Sexualethik, in: Lutherische Kirche in der Welt, Erlangen 46/1999, S. 31–54.

jahr“ in die Geschichte eingehen. – Hier geschah also das genaue Gegenteil von Beispiel 2. Denn was bei 3. Mose 25 doch auf der Hand liegt, die Zeitgebundenheit, die Ortsbezogenheit und der Sitz in der religiösen Tradition, das wird gar nicht reflektiert, sondern in unmittelbarer, direkter, wörtlicher Übertragung als soziopolitische Handlungsanweisung instrumentalisiert. Kein Gedanke hier an eine Ermäßigung des verbindlichen Charakters der alten Texte durch den Hinweis auf ihre Kontextualität.⁷

Diese unterschiedliche Verwendung biblischer Texte – zugespitzt gesagt: je nach Bedarf – stellt ein unreflektiertes Konfliktpotential in der Ökumene dar. Das himmlische Jerusalem wird mit dem heutigen Jerusalem gleichgesetzt, die Kontextualität entzieht den biblischen Aussagen – Beispiel 2 – den normativen Anspruch, und umgekehrt können sie – Beispiel 3 – in geradezu fundamentalistischer Manier als Gebot zitiert werden, das nicht nur die Christen, sondern die Weltmächte verpflichtet. Was offenbleibt, ist die Frage nach den Kriterien, die einen solch inkonsistenten Bibelgebrauch steuern, wenigstens dann, wenn die Heranziehung biblischer Aussagen nicht nur rhetorische Verzierung von Forderungen sein soll, die einer biblischen Begründung eigentlich gar nicht bedürfen, und auch dann, wenn die Distanzierung von biblischen Texten mit deren Kontextualität gerechtfertigt wird. Was bei einem Vergleich der genannten Beispiele auffällt, ist jedenfalls die Inkonsequenz und Widersprüchlichkeit des Schriftbezugs.

Ein Aspekt möglichen ökumenischen Konfliktpotentials hinsichtlich der Bibelauslegung ist aber noch gar nicht erwähnt. Es zeichnete sich in Harare nämlich eine überraschende Allianz ab. Bekannt ist der energische Widerstand vor allem der russischen Orthodoxie gegen das Einströmen missionierender evangelikaler Gruppen und deren Motiv, sie müßten „Christus im gottlosen Rußland oder gottlosen Georgien verkündigen“, so der Vertreter des Ökumenischen Patriarchats beim ÖRK, Dr. George Tssetsis. Im ÖRK wird dieses Problem unter dem Stichwort „Ablehnung des Proselytismus“ verhandelt. Aber trotz großer Differenzen zwischen Evangelikalen und Orthodoxen in vielen Bereichen „gelingt es uns, in einigen Dingen zusammenzufinden“. Es gibt, so Tssetsis, eine „Liebesgeschichte zwischen Orthodoxen und Evangelikalen“, die sich bereits auf der 7. VV in Canberra deutlich anbahnte: in der Allianz gegen die Deutung des Hl. Geistes durch die ko-

7 Vgl. zum Thema des Erlaßjahres und der Frage seiner historischen Realisierung: Eckart Otto, „Um Gerechtigkeit im Land sichtbar werden zu lassen ...“ Zur Vermittlung von Recht und Gerechtigkeit im Alten Orient, in der Hebräischen Bibel und in der Moderne, in: J. Mehlhausen (Hg.), *Recht – Macht – Gerechtigkeit*, Gütersloh 1998, S. 107–145.

reanische Theologin aus den USA, Frau Chung Nyun Kyung. Eine Basis der Verständigung zwischen Orthodoxen und Evangelikalen sei, so hieß es nun in Harare, die Übereinstimmung in der Grundregel: „Wir werden nicht höflich zueinander sein. Höflichkeit verdeckt die Realitäten und löst überhaupt nichts.“ Und ich vermute, gerade hinsichtlich des Schriftverständnisses werden beide ihre dogmatische Nähe herausstellen – als gemeinsame Front gegen die übrigen „liberalen“ westlichen Kirchen im ÖRK mit der Prägung ihrer Hermeneutik durch die europäische Aufklärung und die historisch-kritische Textinterpretation.

VI. Welche Ökumene repräsentiert der ÖRK?

Unter dieser Fragestellung seien einige Beschlüsse des ÖRK genannt und kommentiert, die seine künftige Arbeitsweise und Struktur betreffen.

1. Zunächst aber ein genereller Hinweis: Das Schwergewicht des ÖRK hat sich seit der ersten VV 1948 in Amsterdam vom Norden in den Süden verschoben. Das läßt sich an einem Vergleich der Delegierten-Zahlen und der durch die Delegierten vertretenen Kirchen zeigen. 1948 waren Europa und Nordamerika durch 87 Kirchen vertreten, der „Rest“ der Welt durch 54. Fünfzig Jahre später, in Harare, war das Verhältnis umgekehrt, nämlich 92:250. Die Zahl der Mitgliedskirchen aus dem Süden überwiegt die der Kirchen aus dem Norden um mehr als das Zweieinhalbfache. Ich verbinde diese Zahlenangaben mit der vielleicht vereinfachenden Beobachtung: Je kleiner eine Kirche ist und je weiter entfernt vom ökumenischen Zentrum in Genf sie lebt, desto wichtiger ist der ÖRK für sie. Wir in Europa könnten auch ohne den ÖRK leben und tun es z.T. auch, weil wir die Mittel und die menschlichen Ressourcen haben, unsere eigene Ökumene zu machen: Es gibt „Leuenberg“, die ACK, die KEK, institutionelle evangelisch-katholische und evangelisch-orthodoxe Beziehungen. Wo hingegen christliche Kirchen in extremer Minderheit und isoliert voneinander existieren, erhält die Zugehörigkeit zum ÖRK einen ganz anderen Rang.

2. Bekanntlich ist die Römisch-katholische Kirche nicht Mitglied im ÖRK, trotz bestehender offizieller Arbeitsbeziehungen zur ÖRK-Abteilung Glauben und Kirchenverfassung (Faith and Order). Daß die Georgische, die Bulgarische und jetzt auch die Russische Orthodoxe Kirche ihre Mitgliedschaft im ÖRK gekündigt bzw. ausgesetzt haben, ist ebenfalls bekannt. Die

die Russische Orthodoxe Kirche betreffende Meldung kam am 15. 1. 1999 in den Hauptnachrichten. Weniger im Bewußtsein ist die Tatsache, daß eine große Zahl von Pfingstkirchen, auch von evangelikalen Kirchen, aber auch reformierte und lutherische Kirchen keine Mitglieder im ÖRK sind. Die Mitgliedschaft im ÖRK rekrutiert sich also vor allem aus der Mehrheit von aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen und aus den verbliebenen orthodoxen Kirchen, die ja erst 1961 dem ÖRK beigetreten waren. Der ÖRK repräsentiert also eine Teil-Ökumene. Und das Bild dieser Ökumene ist auch dadurch beeinflußt, daß – außer in bezug auf die Orthodoxen – die Frauen-, Jugend- und Laienquote gilt. Diese quotierte Ökumene ihrerseits unterscheidet sich noch einmal, also innerhalb des ÖRK, von den Delegationen der im ÖRK verbliebenen Orthodoxen, nämlich dadurch, daß die Quotierung die Zahl der beteiligten kirchenleitenden Personen und der Ordinierten beträchtlich zurückgeschraubt hat zugunsten von Delegierten mit geringen ökumenischen Vorerfahrungen. Und Theologieprofessorinnen oder -professoren sind unter den Delegierten äußerst rar geworden (in der 33-köpfigen deutschen Delegation außer Bischof Huber nur ich selbst).

3. Die Nichtmitgliedschaft der genannten Kirchen und die zunehmende Distanzierung der Orthodoxen vom ÖRK haben in Harare zu zwei nicht unumstrittenen Beschlüssen geführt. Im Blick auf die Orthodoxen hat die VV die Bildung einer besonderen Kommission beschlossen, die sich mit den gestörten Beziehungen zu ihnen befassen soll. Die eine Hälfte der Kommissionsmitglieder soll von den orthodoxen Kirchen, die andere vom Exekutivkomitee des ÖRK benannt werden. Möglicherweise aber wird diese gut gemeinte, nämlich auf die Reintegration der Orthodoxen abzielende, Initiative sich kontraproduktiv (für den ÖRK) auswirken. Denn nur wenige Stunden nach diesem Beschluß, also noch in Harare, erklärte die russische orthodoxe Delegation, sie würde ihre Mitwirkung im Zentralkomitee des ÖRK ruhen lassen, solange die genannte Sonderkommission arbeite. Eben diese Ankündigung ist durch den genannten Beschluß der Russischen Orthodoxen Kirche vom 15. 1. 99 umgesetzt worden.

4. Ein weiterer Beschluß der VV betraf die Errichtung eines „Forums christlicher Kirchen und ökumenischer Organisationen“. Ziel ist die Schaffung eines ökumenischen Runden Tisches, an dem gleichberechtigt auch Nichtmitgliedskirchen Platz nehmen können und sollen, also: die Römisch-Katholische Kirche, die ausgetretenen orthodoxen Kirchen, Pfingst- und Evangelikale Kirchen, regionale ökumenische Organisationen (wie die KEK), konfessionelle Weltgemeinschaften (LWB, RWB, Baptistischer und Me-

thodistischer Weltbund), ferner internationale ökumenische Organisationen. Auch hier war das Motiv für die Errichtung eines solchen Forums verständlich: die Nichtmitgliedskirchen dem ÖRK anzunähern und die Schwelle zu senken, also die jeweiligen kirchenrechtlichen, dogmatischen, liturgischen und traditionsbestimmten Selbstverständnisse der „Außenstehenden“ zu respektieren. Aber auch hier gab es deutliche Kritik und Anfragen von verschiedenen Seiten: Schafft sich der ÖRK durch das „Forum“ nicht eine Parallelstruktur, die ihn selbst schwächt? Kommt es durch eine solche „Zweite Kammer“ möglicherweise zu einer Art „Zwei-Klassen-Ökumene“? Eine Delegierte aus Uganda (Anglican Church) zog folgenden Vergleich: Der ÖRK gleicht einem Ehemann, der mit seiner Frau und seinen Kindern nicht zurechtkommt und sich daher ein neues Haus baut und eine neue Familie gründet: „Nach einer 50jährigen Ehe gelingt es dem Ehemann nicht, einen Konsens in seinem Haus zu erreichen, und so sucht er nach einer weichen Lösung (soft option).“ Wird also die künftige Ökumene umfassender werden, aber um den Preis ihrer bisherigen Verbindlichkeit? Die Zukunft muß es weisen.

In diesen zwei Beschlüssen zeigt sich die Problematik, die den ÖRK von Anfang begleitet hat, und die schon im Namen des ÖRK enthalten ist. Die erwähnte Basis definiert den ÖRK als eine „Gemeinschaft von Kirchen“, also ohne bestimmten Artikel, nicht als Gemeinschaft „der“ Kirchen. Diese realistische Selbsteinschätzung kommt in der deutschen Selbstbezeichnung Ökumenischer Rat *der* Kirchen nicht zum Ausdruck, auch nicht in der englischen Version *World Council of Churches*, in der ein bestimmter Artikel zwar fehlt, aber „ökumenisch“ durch „Welt“ ersetzt ist, und noch weniger in der häufig verwendeten deutschen Rückübersetzung „Weltkirchenrat“. Schon am Namen zeigt sich die Spannung zwischen Anspruch und Wirklichkeit – zwischen dem Anspruch des ÖRK, alle christlichen Kirchen zu repräsentieren, und der Wirklichkeit einer Ökumene, die de facto nur einen Teil der christlichen Kirchen umfaßt und vertritt. Der ÖRK möchte größer sein als er ist, aber die Ökumene ist umfassender als die Mitgliedschaft im ÖRK. Es ist auch zu fragen, ob der ÖRK sich der Konsequenzen bewußt ist, die ein „Erfolg“ des Forums mit sich brächte. Wenn etwa die Römisch-Katholische Kirche dem ÖRK wirklich beitreten würde und also der jetzige ÖRK in dem Forum aufginge, dann verlöre der ÖRK seine protestantisch-orthodoxe Prägung. 60 % der Weltchristenheit ist römisch-katholisch, bzw. 600 Millionen römisch-katholische Christen stehen den 400 Millionen gegenüber, die der ÖRK gegenwärtig repräsentiert. Der ÖRK würde also sein jetziges Gesicht verändern und zu einem Rat von Kirchen

werden, der mehrheitlich römisch-katholisch geprägt sein würde und bei dem Orthodoxe und Protestanten eine Nebenrolle spielten. Die Klage der Orthodoxen, sie wären immer in der Minderheit, würde dann auch von den Protestanten aller Couleur angestimmt werden. Aber solche Perspektiven waren in Harare nicht im Blick. Nur ein römisch-katholischer Beobachter machte die mehrdeutige Bemerkung: „Wer auf den Rücken des Tigers treten will, der soll sich seine nächste Bewegung sehr genau überlegen.“

VII. Die Deutschen und der ÖRK

Wie wurde die deutsche Delegation in Harare angesehen? Wenn ich verschiedene Reaktionen zusammenfasse, so muß ich antworten: Sie wurde bewundert, und sie löste Ängste aus – etwa angesichts der Tatsache, daß die deutschen Mitgliedskirchen im ÖRK 3% der Delegierten stellten (33 von 960), aber fast 50% des gesamten ÖRK-Haushalts von den deutschen Mitgliedskirchen aufgebracht wird. Von den 33 EKD-Delegierten waren die Mehrheit Frauen: 18. Und bei den von unserer Delegation nominierten fünf Personen für das Zentralkomitee des ÖRK handelte es sich um vier Frauen und einen Mann (Frau Bobsien, Jugenddelegierte aus Württemberg; Frau Dr. Kässmann aus Hessen-Waldeck; Frau Kronshage aus Westfalen; Frau Sup. Krüger aus Thüringen und Herr Bischof Huber aus Berlin). Diese allseits bewunderte Quote war es auch, die bei den Wahlen der acht Präsidenten des ÖRK dem deutschen Kandidaten für Europa, Bischof Renz aus Stuttgart, wichtige Stimmen aus dem Süden einbrachte. „Die Deutschen haben ihr Frauen-Soll mehr als erfüllt, daher laßt uns für den deutschen Vorschlag stimmen und Bischof Renz zu einem der Präsidenten wählen“, hieß es in einem Diskussionsbeitrag einer Delegierten aus Ozeanien.

Bedrohlich erschien – allein schon aufgrund der Sitzordnung im Plenum – die Größe der deutschen Delegation: 33 Personen in einer langen Reihe, 34, wenn, was manchmal geschah, Herr Dr. Enz als Mennonit aus Heidelberg hinzugezählt wurde. Wenn etwa die Delegation geschlossen stimmte und die roten Stimmkarten erhob, wirkte das wie massive Blockbildung. Daß es so war, hatte zwei Ursachen: die Regie des ÖRK und die Rolle der EKD. Beides sei hier kurz erläutert.

1. In Amsterdam 1948 waren die Kirchen mit ihren Delegierten konsequent unter ihren Ländern aufgeführt worden, es galt also die Staatsbürgerschaft! Unter „Deutschland“ damals z. B. die Altkatholiken, die Ev. Brüderunität,

die Ev. Kirche in Deutschland, die Methodistische Kirche in Deutschland. (Nur interessehalber einige Namen aus der EKD-Delegation von 1948: Otto Dibelius, Hermann Ehlers, Walter Freytag, Hanns Lilje, Hans Meiser, Martin Niemöller, Wilhelm Niesel, Edmund Schlink, Rudolf Smend, Reinhold von Thadden-Trieglaff, Erik Wolf, Ernst Wolf, Theophil Wurm.) Bei der Anordnung stand also das Nationalprinzip über dem Konfessionsprinzip. Die Delegierten wurden nicht nach der Konfession (also etwa alle Lutheraner zusammen), sondern nach der Nation geordnet.

Das „Who is Who?“ der VV in Harare führt die Delegierten nach Weltregionen geordnet auf (also Afrika, Asien usw.) und innerhalb dieser Klassifizierung alphabetisch nach der englischen Bezeichnung der Kirche (also Europa: Czechoslovak Hussite Church, Ecumenical Continental Patriarchate of Constantinople, Estonian Lutheran Church, European Continental Province of the Moravian Church, Evangelical Church A. u. H. B., Evangelical Church in Germany ...). Oberprinzip der Anordnung ist also der Kontinent, Unterprinzip der englische Name der Kirche. Beides führt dazu, daß die konfessionelle Zugehörigkeit zu Kirchen anderer Kontinente unsichtbar wird. Die zusammengehörenden Konfessionen werden durch das Alphabet und die Aufteilung nach Kontinenten aufgesplittet.

Welche war die zahlenmäßig größte Delegation in Harare? Alle würden auf Anhieb sagen: die deutsche! So mußte es erscheinen: 33mal stand „Germany“ hinter ihrer Kirche, der EKD. Aber dieser Eindruck täuscht. Denn eine Delegation war noch größer: die der United Methodist Church aus den USA mit 34 Delegierten. Warum erschien sie dennoch nicht als ein solch geschlossener nationaler Block wie die deutsche Delegation? Weil bei der United Methodist Church nur 24 Delegierte aus den USA stammten, die übrigen hingegen aus den Philippinen, Simbabwe, Deutschland (!), Liberia, Congo, Sierra Leone, der Russischen Föderation und aus Sambia. Die transnationale, überregionale Kirchenstruktur der Methodisten hatte also die konfessionelle Identität über die jeweilige Nationalität gestellt.

2. Dies führt zum hausgemachten Problem der deutschen Delegation. Ich nehme mich selbst als Beispiel. Wie kam meine Nominierung für Harare zustande? Die bayerische Kirchenleitung erhielt einen Brief vom Kirchenamt der EKD mit der Aufforderung, die Ev.-Luth. Kirche in Bayern möge Delegierte für Harare vorschlagen. Dies geschah in Bayern und entsprechend seitens aller 24 Gliedkirchen der EKD. Dann sichtete die EKD die eingegangenen Nominierungen, prüfte sie auf Übereinstimmung mit der Quotenregelung des ÖRK, berief dann ihre Delegierten und meldete die ganze Liste nach Genf. Ich fühlte mich als Mensch mit zwei Hüten: luth-

risch-bayerischer Delegierter, EKD-Delegierter. Für den ÖRK war ich eindeutig und ausschließlich EKD-Delegierter, für die EKD in erster Linie EKD-Delegierter, für die Ev.-Luth. Kirche in Bayern in erster Linie „ihr“ Delegierter. In Harare und für den ÖRK traten wir Mitglieder der deutschen Delegation also nicht als Angehörige der Kirche in Erscheinung, zu der wir als Gemeindeglieder gehören, auch nicht als Vertreter unserer Konfession. Außer uns kamen einzig die zwei Delegierten der Mennonitenkirche aus Deutschland, aber diese hat nicht die nationale Kennzeichnung „Deutschland“ im Namen und steht – nicht nur im Alphabet – weitab von der EKD.

Hintergrund dieser Anordnung, für die der ÖRK nichts kann, ist die Absprache in Deutschland, wonach die EKD die Vertretung ihrer Gliedkirchen gegenüber dem ÖRK wahrnimmt. Der EKD fällt auf diese Weise, da sie ja die deutschen Landeskirchen gegenüber dem ÖRK vertritt, selbst kirchliche Qualität zu. Als Mitgliedskirche des ÖRK gehört die EKD damit zu jener „Gemeinschaft von Kirchen“, die den ÖRK konstituiert. Wären die Mitglieder der EKD-Delegation nach dem Namen ihrer Landeskirche aufgeführt worden oder nach dem Namen ihrer Konfessionsfamilie, dann hätte es eine so blockartig erscheinende EKD-Delegation nicht gegeben. So aber, aufgrund der deutschen Kirchenstruktur, für die es in der ganzen Ökumene kein Pendant gibt, traten wir als Repräsentanten einer Nationalkirche in Erscheinung. Dem Kirchenamt der EKD ist daran gelegen – gerade auch bei der laufenden Diskussion über eine Strukturreform –, daß die EKD das Mandat festhält, als die eine deutsche Mitgliedskirche dem ÖRK gegenüber aufzutreten. So wurde die deutsche Delegation in einem Gottesdienst im Rahmen des Kirchentags in Leipzig von der EKD zur Vollversammlung nach Harare „entsandt“.

Übrigens wäre nicht nur der falsche Eindruck zu vermeiden, „die Deutschen“ seien die beherrschende Delegation, sondern auch der richtige Eindruck, die Deutschen seien „Zahlmeister“ des ÖRK, wenn die Mitgliedsbeiträge der einzelnen Landeskirchen einzeln genannt und unmittelbar statt gesammelt über die EKD gezahlt würden. Es hieße dann nicht mehr: Die EKD zahlt 40 Millionen DM, sondern es würden die Summen genannt, die aus den einzelnen Landeskirchen kommen, die es letztes Endes ja auch sind, die die EKD instandsetzen, den ÖRK zu unterstützen.

Das Problem der EKD-Delegation verdient auch deshalb genannt zu werden, weil es Voten aus den orthodoxen Kirchen gibt, die fordern, den ganzen ÖRK umzustrukturieren in eine Gemeinschaft von Konfessionsfamilien – Mitgliedschaft also nicht national oder regional, sondern konfessionell zu definieren. Es ließ aufhorchen, als der Generalsekretär in Harare äußerte, daß es bei der Gründungsversammlung des ÖRK Vorschläge gege-

ben habe, die Mitgliedskirchen durch die konfessionellen Weltbünde zu bezeichnen. In der Tat heißt es in einem Verfassungsentwurf von 1948, es seien „Kirchen durch die konfessionellen Weltbünde zu bezeichnen“⁸. Im endgültig verabschiedeten Verfassungstext ist dann aber seinerzeit diese Bestimmung gestrichen worden.⁹ (Ein ähnliches Prinzip ist übrigens bei der Gründung der EKD auch diskutiert worden: Fraktionen der Konfessionen.) Möglicherweise werden diese Beratungen und der seinerzeit abgelehnte Vorschlag künftig wieder aktuell, weil sie jetzt von orthodoxer Seite der Sache nach wieder aufgegriffen worden sind: Der ÖRK als eine Gemeinschaft von Konfessionsfamilien!

VIII. Abschluß

Ich schließe meinen Bericht mit einer ernsten und einer weniger ernsten Anmerkung.

1. Im ersten Johannesbrief (3,2) heißt es: „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden.“ Ich denke, das gilt nach dem Schluß vom Schweren zum Leichten auch in bezug auf die VV in Harare. Alle, die teilnahmen, haben nur ihr Bild und ihre Eindrücke mit nach Hause genommen. Ich habe aufgrund dessen, was ich gehört und gesehen habe, berichtet. Vielleicht wird sich aus dem offiziellen Bericht¹⁰ und aus den Berichten der anderen Delegierten ein anderes Bild herauschälen. Ein Urteil braucht Zeit und Abstand. Es sei aber ausdrücklich hervorgehoben: Ich verstehe die in diesem Bericht genannten Problemfelder und auch die gelegentlich geäußerte Kritik in allererster Linie als an uns selbst gerichtet. Ich hoffe, es ist deutlich geworden, daß die in den Abschnitten dieses Berichts verhandelten Fragen durchaus auch uns selbst und unsere Kirchen in Deutschland betreffen. Es wäre eine Selbsttäuschung, zu meinen, sie gingen nur den ÖRK etwas an.

8 W. A. Visser t'Hooft (Hg.), Die erste Vollversammlung des Oekumenischen Rates der Kirchen, 5. Band, Genf 1948, S. 150f.

9 Vgl. a.a.O., S. 268f.

10 Der Offizielle Bericht der 8. Vollversammlung des ÖRK in Harare, hg. v. Klaus Wilkens, Verlag Otto Lembeck Frankfurt, war bei der Abgabe meines Manuskripts noch nicht erschienen.

2. Und nun noch eine Abschiedserfahrung, die wieder mit dem Thema der VV zu tun hat. Ich saß nach den zwei Wochen in Harare erschöpft mit anderen Delegierten im Flughafen und wartete auf den Aufruf unseres Fluges. Da fiel mein Blick auf eine goldene Zigarettenreklame. Ich zuckte zusammen, denn da stand zu lesen: „Turn to Gold“. Zwei Wochen hatten wir unter dem Motto „Turn to God“ gelebt und gearbeitet. Und nun wurde ich zum Schluß von der säkularen Werbebranche zur Bekehrung aufgefordert. Der Werbeslogan war schon formuliert worden, bevor der ÖRK sein Motto festlegte. Vielleicht hatten die cleveren Werbestrategen bewußt eine Anleihe beim Evangelium gemacht. Jedenfalls: ich bin nach Hause geflogen, begleitet von dem prophetischen Ruf „Kehrt um“ und mit der irritierenden Frage: „zum Gold oder zu Gott?“